

Finale

O-Ton

«Die Leute, die den Reim für das Wichtigste in der Poesie halten, betrachten die Verse wie Ochsen-Käufer von hinten.»

Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799), Mathematiker, Naturforscher

Nachrichten

Joyce Carol Oates erhält Jerusalem-Preis 2019

Jerusalem Die US-amerikanische Autorin Joyce Carol Oates wird mit dem diesjährigen Jerusalem-Preis ausgezeichnet. Der Preis soll am 12. Mai bei der Eröffnung der Internationalen Buchmesse in Jerusalem übergeben werden. Der mit 10000 Dollar dotierte Jerusalem-Preis ist Israels höchste literarische Auszeichnung. Über mehr als fünf Jahrzehnte habe Joyce Carol Oates (80) «ein breites Spektrum an Literatur geschaffen», hiess es in der Begründung der Jury. Mit ihrer Arbeit erschliesse Oates «neue kreative Horizonte» und überwinde immer wieder Grenzen. Der Preis wird alle zwei Jahre im Rahmen der Buchmesse in Jerusalem vergeben. Stefan Heym bekam ihn 1993, Max Frisch 1965. Weitere Preisträger sind Ian McEwan, Mario Vargas Llosa, Milan Kundera, Simone de Beauvoir und Susan Sontag. (sda)

Tagestipp



In der Tradition, aber mit eigenem Stil

Jazz Die Musikindustrie sei ständigen Wechseln ausgesetzt. Mal werde es besser, mal schlechter. Doch er lasse sich dadurch nicht von seinen Werten an Künstler und Mensch abbringen. Das sagt der Pianist Aaron Diehl, der international als Offenbarung gefeiert wird. Zusammen mit seinem Trio hat Diehl sich dem traditionellen Jazz verpflichtet, behält dabei aber stets seinen eigenen unverwechselbaren Stil bei. (klb)

Marians Jazzroom, heute, 19.30 und 21.30 Uhr. Weitere Konzerte bis 26.1.

Philosophie im Gerichtssaal

Aufgetaucht 1969 verteidigt der Philosoph Hans Saner den Schriftsteller und Dienstverweigerer Christoph Geiser vor dem Divisionsgericht 10B in Thun.

Simon Morgenthaler

Wenn einem beim Stöbern in Hans Saners Materialien sein Dienstbüchlein in die Hände gerät und man sich fragt, warum die Sanftmütigen oft als Füsiliere dienen; wenn man im Schiessbüchlein Indizien für Saners Treffsicherheit sucht statt in seinen



Texten, ist man längst in eine Geschichte eingestiegen, wie sie nur in einem Archiv greifbar wird.

Am 1. Dezember 1969 wurde Christoph Geiser wegen Dienstverweigerung im Schloss Thun der Prozess gemacht. Die Rolle des Privatverteidigers übernahm der Philosoph Hans Saner. Dieser stellte dem Gericht die Frage, ob Politik etwas mit dem Gewissen zu tun habe, und insistierte auf einer politischen Begründung der Verweigerung. Die Tatsache, dass die totale Zerstörung der Menschheit durch Massenvernichtungswaffen möglich sei, lasse – so Saner – nur die Folgerung zu: «Es darf kein Krieg mehr sein!» Aus Einsicht der politischen Vernunft bedeute dies, «den Krieg, seine Werkzeuge und Ursachen radikal zu verwerfen», also auch die Armee.

Das Gericht folgte Saners Argumentation und anerkannte Geisers Begründung als einer religiösen gleichwertig und somit als strafmildernd. Der Auditor meldete Kassation an. Es sollte kein Präzedenzfall geschaffen werden. Auch die Rede von einer «Allesfresserdemokratie» in Geisers eigener Verweigerungserklärung ist ihm im Hals stecken geblieben. Das Gericht gab dem Auditor schliesslich recht und verurteilte Geiser zu vier Monaten Gefängnis statt Haft. Auch Saners Frage war beantwortet: Das Gericht bekenne sich, wie er schrieb, aus politischen Gründen dazu, «dass Politik mit dem Gewissen nichts zu tun hat», und liefere damit auch das Bekenntnis, «dass dieses politische Urteil gewissenlos» sei.

Saner hat an seinem Plädoyer gefeilt. Die verschiedenen Fassungen, die im



Zeugen seiner Widerständigkeit: Hans Saners Dienstbüchlein und Dienstmarke. Foto: Simon Schmid (Nationalbibliothek)

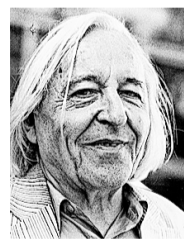
Archiv zu finden sind, machen deutlich, dass darin ein grundsätzlicher Anspruch an die Philosophie formuliert wurde. Das Ziel war eine klare und verständliche Diskussion eines juristischen (und eben politischen) Tatbestands mit philosophischen Mitteln. Saner rüttelte damit an den Fundamenten eines demokratischen Systems, das sich seiner Grundsätze

allzu sicher ist. Und er tat dies als überzeugter Verfechter der Demokratie. Noch bevor Geiser im August 1970 seine Strafe antrat, reichte Saner mit ihm zusammen eine Petition zur Abschaffung der Militärgerichtsbarkeit ein. Es war die demokratische Reaktion auf eine Militärjustiz, die ihre Eigenmächtigkeit auf Schloss Thun selbst ad absurdum geführt hatte.

Geiser stellte in Haft seinen zweiten Lyrik-Band «Mitteilung an Mitgefängene» (1971) fertig. Die Sprache wurde ihm zum Refugium des Widerstands. Saner wiederum publizierte und referierte unermüdlich weiter zu gesellschaftspolitischen Themen. Er betrieb eine Philosophie der kleinen Formen, die insofern

demokratisch war, als Saner lebensnah und verständlich argumentierte und sich dezidiert auch an Laien wandte. Dass Vertreter der akademischen Philosophie darüber die Nase rümpften, war für Saner wohl eher Bestätigung als Kränkung. Die militärische Dienstmarke aus Saners Archiv wird am Ende also zum Zeugen seiner unablässigen Widerständigkeit. Sie ist nur einer der «Grabsteine» des 2017 verstorbenen Philosophen und als solcher eine Aufforderung, sich auch heute den scheinbar einfachen Fragen auszuliefern, die er zeitlebens gestellt hat.

Das Schweizerische Literaturarchiv präsentiert einmal im Monat Trouvaillen aus den Beständen: aufgetaucht.derbund.ch



Hans Saner (1934–2017) Philosoph, Publizist und Hochschullehrer. Er war persönlicher Assistent von Karl Jaspers in Basel. Saners Archiv ist seit 2014 Bestand des SLA.

History Reloaded

Rasputin, der Einflüsterer der Mächtigen

Der gregorianische Kalender schreibt den 21. Januar 1869, als die Frau eines gut situierten Bauern im westsibirischen Dorf Pokrowskoje einen Sohn zur Welt bringt. In der Nacht zum 31. Dezember 1916 wird ein Leichnam im Treibeis der Kleinen Nawa in Sankt Petersburg entdeckt. Es handelt sich um Grigori Jefimowitsch Rasputin, um dessen schillerndes Leben sich zahlreiche Mythen ranken. Rasputin geniesst wie Tausende andere in Sibirien keine Schulbildung. Er kann kaum lesen und schreiben und gilt als klauernd und trinkender Nichtsnutz. Dann wird er fromm und zieht 1886 als Wandermönch los. Mit «göttlicher Heilkraft» gesegnet, taucht Rasputin 1903 in Sankt Petersburg auf. Hier wird er zu dem Mann, den die einen als mystischen Wunderheiler verkünden und die anderen als

gerissenen Unhold dämonisieren. Die Hauptstadt des Zarenreichs ist voll von frömmelnden Spinnern. Was Rasputin von ihnen abhebt, ist seine elektrisierende Aura. Seinem durchdringenden Blick können sich vor allem die Damen der feinen Gesellschaft nicht entziehen, die im Spiritismus Abwechslung vom öden Alltag an der Seite ihrer fremdgehenden Männer suchen. Bei Rasputin bekommen sie Zuwendung, er hört ihnen zu und beglückt die eine oder andere im Schlafzimmer. Vieles ist übertrieben, anderes erfunden – etwa die sexuelle

Rasputin wird Zeuge eines Staatsgeheimnisses. Der Thronfolger ist Bluter.

Beziehung mit der Zarin. Im Oktober 1907 wird Rasputin Zeuge eines Staatsgeheimnisses: Thronfolger Alexei ist Bluter. Rasputin soll ihn durch blosses Handauflegen geheilt haben. Fortan geht er am Hof ein und aus, das Zarenpaar sieht in ihm einen «von Gott gesandten Seher». Geplagt von Schuldgefühlen, weil Alexeis Bluterkrankheit auf ihr Erbgut zurückgeht, leidet die Zarin an Dauerhysterie. Kaum ist Rasputin in der Nähe, geht es dem Kind besser. Alexandra ist dem Wunderheiler regelrecht hörig. Nikolai II., ein schwacher Monarch und Spielball von Strippenziehern, wiederum folgt den Ratschlägen seiner Gattin. Und dann kommt der Erste Weltkrieg.

Rasputin warnt den Zaren in einem Brief eindringlich vor diesem Krieg:

Russland werde im eigenen Blut ertrinken, unendliche Leiden und Trauer würden folgen. Doch der Zar macht den kapitalen Fehler, selber als Oberbefehlshaber in die Schlacht zu ziehen, während die deutschstämmige Zarin am Hof die Zügel in die Hand nimmt. Stets begleitet von Rasputin. Als sich die Niederlagen an der Front häufen, wird die Kritik am Zaren immer stärker. Rasputin wird als der böse Spindoktor ausgemacht, auch wenn sein Einfluss geringer ist als viele behaupten. Doch der eitle und rachsüchtige Rasputin macht sich viele Feinde – vor allem unter den Politikern, die ihre eigenen Ziele verfolgen. Weil er sich für einen Separatfrieden mit dem Deutschen Reich ausspricht, gilt Rasputin vielen als deutscher Spion. 1916 beschliesst eine Gruppe um Fürst Felix Jussupow, Rasputin müsse weg. Sie

laden ihn zu einem Diner und ermorden ihn. Jussupow behauptet später, Rasputin mit Zyankali vergiftet zu haben. Danach hätten sie mehrmals auf ihn geschossen und ihn in der Nawa ertränkt.

Die Obduktion spricht eine andere Sprache: keine Spur von Zyankali – als Todesursache gilt ein Kopfschuss. Jussupow und Co. gehen straffrei aus. Der Zar verliert damit endgültig den Rückhalt seines Volkes, das in Rasputin einen der ihren sieht. Wenig später fegt die Februarrevolution die Zarenherrschaft hinweg, wie Rasputin es im Abschiedsbrief an Nikolai prophezeit hatte. Auf die Nachricht über Rasputins Ermordung soll der Zar mit einem Satz reagiert haben: «Ich bin verloren.»

Petra Stöhr, Historikerin, Journalistin